



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Gründdeutschland Heil! Dir will ich widmen
 Zum Angebind dies Segenslied,
 Daß mir zu hell und hellern Rhythmen,
 Vorleuchtend durch die Seele zieht.
 O laß vom Wohlklang dich ergreifen!
 So klingt der Wahrheit Kehle nur.
 O laß von ihres Schleiers Streifen
 Bitternd umschweifen die Natur!

Glückliches Gründdeutschland, dem dieses Deutsch und dieser Wohlklang heller und hellerer Rhythmen vorleuchtet!



Litteratur

Das dritte Testament. Eine Offenbarung Gottes. Seiner Zeit mitgeteilt von Hanns von Gumpenberg. München, Kommissionsverlag von M. Poehl, 1891

Der Verfasser ist durch ein Medium mit seinem Schutzgeist, einem im Jahre 1687 verstorbenen jüdischen Mädchen, in Verkehr gebracht worden und hat von diesem ganz genau erfahren, wie es im Jenseits aussieht und wie es bei der Welterschöpfung zugegangen ist oder vielmehr, da sie fortbauert, zugeht. Als Phantasie wäre diese Offenbarung nicht übel. Es wird uns darin ein wohlgefügtes gnostisches System recht anschaulich entwickelt, und es kommen ganz hübsche Gedanken darin vor. Aber da der Verfasser sein Schriftchen in allem Ernste als göttliche Offenbarung anpreist, so wird er damit den täglich weiter um sich greifenden Spiritistenunfug nicht unwesentlich fördern und demnach Unheil anrichten. Mehr widerlich als lächerlich wirkt ein Anhang, der überschrieben ist: „Gegenwärtige nachirdische Stufenhöhe geschichtlich bekannter Personen.“ Die Menschenseelen haben nämlich auf ihrem Reinigungswege im Jenseits sieben Stufen zurückzulegen. Daß er Judas Iskariot auf der ersten, also der untersten, verharren läßt, könnte man ja als Zeichen der Pietät gegen Christus deuten. Aber Christus selbst versetzt er — die Feder sträubt sich vorm Niederschreiben — mit Tschingiskan, Sulla, Goethe, Sebastian Bach und Katharina II. von Rußland (wir heben nur einige der angeführten Namen heraus) auf die vierte, Pius IX., Lord Byron, Attila, Schiller, Calvin und den Räuberhauptmann Gänzwürger auf die fünfte, Nero, Döllinger, Pontius Pilatus, Moses und Schopenhauer auf die sechste, Paulus, Luther, Heine und Lessing auf die siebente Stufe. Trecher, gotteslästerlicher Unfug das!

Metaphysik als Lehre vom Vorbewußtsein. Von Dr. Alfons Vilharz. Erste Hälfte. Wiesbaden, Bergmann, 1890

Dieses Buch ist den Grenzboten zur Besprechung übersandt worden, aber wir fürchten, es ist nichts für die Grenzbotenleser. Den meisten wird es wohl so gehen wie uns selbst. Wir gestehen offenherzig, daß wir uns bei der Definition von Zeit auf Seite 67 (Zeit ist der „reciproke Wert des metaphysischen Seinsinhaltes“) nichts zu denken vermögen. Wir müssen ferner bekennen, daß wir von der

Differentialrechnung nur sehr wenig verstehen, daß deshalb Professor Wilharz so hoch über uns steht, wie der Grieche über dem Barbaren (S. 141), und daß wir seine Metaphysik schon deswegen nicht zu bewältigen vermögen, weil sie die höhere Mathematik zu Hilfe nimmt. Aber selbst wenn wir diese studirt hätten, würde es uns nichts nützen. Denn die Trigonometrie wenigstens haben wir erlernt, aber trotzdem verstehen wir die Formel $\frac{\sin \alpha}{\cos \alpha} = \frac{s}{t} \left(\frac{\text{Raum}}{\text{Zeit}} \right)$ nicht. Denn zu physikalischen Zwecken eine Ziffer, die die Länge eines Weges angiebt, mit der Zahl der Sekunden zu dividiren, die ein fallender Stein oder eine fliegende Kugel unterwegs ist, das sind wir zwar imstande, aber bei der Zumutung, den Raum an sich mit der reinen Zeit dividiren zu sollen, steht uns der Verstand still. Und als echte Barbaren empfinden wir rein nichts von dem, was Wilharz empfand, als er die großartige Entdeckung machte, daß die Trennungslinie zwischen „Bewußt“ und „Vorbewußt“ auf der Grenzlinie zwischen dem Physischen und Metaphysischen senkrecht stehe. „Es ist, sagt er, als hörten wir im Thürschloß der Metaphysik den Schlüssel sich drehen, und als gälte es nur noch, das alte Thor aus den eingeroßteteten Angeln zu heben!“

Das wäre ja nun an sich weiter kein Unglück. Sind wir zu dumm für die Metaphysik, so lassen wir sie eben laufen. Aber, aber — Metaphysik ist uns allen so notwendig, wie das tägliche Brot, erfahren wir in der Vorrede. „Rasch modern die Brücken, die uns noch an die Vergangenheit knüpfen und die Zeichen der Zeit wenden sich bedeutungsvoll nach vorwärts. Hätte Kant wirklich Recht mit seinem Ausspruch, daß es im Erkennen eine Grenze gebe, wo das Wissen aufgehoben werden muß [aufgehoben werden? wer spricht vom aufheben?], um dem Glauben Platz zu machen, so wäre es um die Menschheit wirklich schlimm bestellt. Denn es ist wohl für jeden Unbefangenen klar, daß die Stärke des letztern nicht mehr hinreichen würde, um die zerstörende Wucht entfesselter, von unten herauf wallender Kräfte noch einmal einzudämmen.“ Also, wenn wir recht verstehen, die soziale Frage soll durch die wilharzische Metaphysik gelöst werden. Und so viel Barbarendummheit in der Welt, bis weit über die Arbeiterkreise und hoch über das Abiturientenexamen hinaus! Das ist böse! Ohne Scherz gesprochen: Männern, denen die Formeln der höhern Mathematik geläufig sind, mag das geistreiche mathematische Spiel mit Begriffen eine angenehme Unterhaltung gewähren; aber um die Studenten thut es uns leid, die in dem ehrfurchts- und vertrauensvollen Glauben, es stecke etwas, es stecke das Allergrößte dahinter, sich den Kopf darüber zerbrechen bis zum Wahnsinnigwerden.

Kunstbüchlein gerechten gründlichen Gebrauchs aller Freunde der Dichtkunst
durch Richard Kralik. Wien, Carl Konegen, 1891

Eines der merkwürdigsten Büchlein, die uns seit langer Zeit zu Gesichte gekommen sind! Ein Buch, geeignet durch seinen Tiefsinn zu entzücken, durch seine Absonderlichkeiten zu ärgern, Bewunderung und Hohn gleichzeitig zu erregen, wenn nicht bald klar würde, daß es dem ebenso gründlich unterrichteten als sich seiner Vereinsamung bewußten Verfasser heiliger Ernst mit der ganzen Lehre ist, was ihm unter allen Umständen den Respekt des Lesers sichert und jeden Spott fernhält. Freilich muß man beim Lesen dieses „Kunstbüchleins“ so sehr aus sich herausreten können, wie es etwa bei der Lektüre eines Denkers, der vor Jahrhunderten gelebt hat, notwendig ist; denn Kralik ist ein Mensch, der mit seiner univetsalen Bildung auf einem grundsätzlich andern Standpunkte steht, als wir alle

insgesamt heutzutage stehen. Wenn man Sätze liest, wie z. B. diese: „Die Welt ist bekanntlich dreiteilig. Sie besteht aus Oberwelt, Zwischenwelt und Unterwelt“ oder: „Wer an dem Dasein und Walten der Götter und Dämonen, der Engel und der Teufel, der Manen und der Geister zweifelt, der zweifelt an der Poesie“ u. dergl. m. — dann greift man sich an den Kopf und fragt sich: Hat dieser Mensch vierhundert Jahre verschlafen? Ist dieser Mann bei Trost? Ist so ein Mensch wirklich noch ernst zu nehmen? Und wenn man das schlicht und ungewöhnlich gut geschriebene Buch trotzdem weiterliest und gewahr wird, daß sich neben solchen kuriosen Überzeugungen wieder die schönsten und tiefsinnigsten Urteile und Ideen über einzelne Meister der Dichtkunst, über ihr Wesen und ihren Beruf finden, dann interessiert uns dieser merkwürdige Kunstphilosoph, der den Mut hat, nicht etwa Parteien zu widersprechen, sondern zu bekennen, daß er mit der ganzen rationalistischen Kultur der letzten zwei Jahrhunderte im Widerspruche stehe, und schließlich müssen wir ihm sogar eine Art von Größe zugestehen, denn so fremd uns auch vieles, was er sagt und was er fordert, anmutet, so erkennen wir doch ehrlich an, daß sich in seinem Kopfe die Ideen in wahrhaft philosophischer Weise ordnen, daß er z. B. erkenntnistheoretisch gewisse religiöse Anschauungen in sich zu begründen versucht hat; er sagt nichts willkürlich, es hat alles in ihm einen innern Zusammenhang, er ist nichts weniger als ein Dilettant, sondern er ist ein Mystiker ganz eigner Art. In den metaphysischen Grundlagen seines Denkens ist Kralik Pantheist und Platoniker. Die Begriffe von den Dingen sind ihm die Urbilder der Dinge; die ganze Welt, jeder Baum und jeder Fels ist ihm belebt. Wie der Mensch in der mythenbildenden Zeit, hält er an der Beseelung und Belebung der Welt mit religiöser Überzeugung fest und glaubt wach, nüchtern an alles das wörtlich, was die begeisterte Phantasie aus ihrem eignen, göttlichen Reichtum geschaffen hat. Das Originale in der ganzen Weltanschauung und Kunstlehre Richard Kraliks — eines Wienerers, der sich schon mit einigen dichterischen Versuchen hervorgewagt und seinen Lebensberuf in der poetischen Produktion überhaupt erkannt hat — besteht in seiner Stellung zur Sage, in der grenzenlosen Verehrung der überlieferten Mythen aller Völker und Zeiten (mit Ausnahme der asiatischen). Ganz wunderliche Eigenschaften legt er der Sage, nicht etwa der sagen- und mythenbildenden Phantasie, nein, ihrem Erzeugnis selbst bei, mag es nun griechischen, germanischen, romanischen oder jüdisch-christlichen Ursprungs sein. Die Sage (nicht die Phantasie) ist ihm das Urbild der Welt, der Geschichte, der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Menschheit. „Die Kunst ist von Haus aus im Besitze des Stoffes, den sie zu bearbeiten hat. Sie braucht sich um keinen andern weiter zu bemühen, sie braucht nichts mehr zu erfinden. Dieser Stoff ist die Sage.“ Auf diesem Grundgedanken beruht Kraliks gesamte Kunstlehre. Sie ist wahr und schön, so wahr und weit sein Gedanke ist. Kralik weist nach, daß die größten Meisterwerke der Dichtkunst ihren Stoff aus dem Reichtum der Sagenwelt geholt und sich eben damit ihre Unsterblichkeit gesichert haben. Die poetische Größe der Shakespeareschen Historien beruht darauf, daß sich der Dichter treu an seine Chroniken hielt, die damals noch durch keinen Kritizismus entseelt waren, nur der Zusatz von Sage macht einen Stoff poetisch wertvoll und brauchbar, und als den einzig wahren Beruf der heutigen Dichtkunst erklärt Kralik, diesen Schatz an Sagen und Mythen, den die Nation besitzt, zu wahren, zu pflegen, künstlerisch zu veredeln, aber nichts frei zu erfinden. Eine gewisse Größe läßt sich der Grundanschauung Kraliks von dem Berufe der Dichtkunst nicht absprechen. Sie hat viel Ähnlichkeit mit den Lehren der Romantiker.

Poesie muß nach ihm auf positiv religiöser Grundlage aufgebaut werden. Seine künstlerischen Grundsätze und Forderungen hat er von jenen Zeiten abstrahirt, wo die Poesie ein nationales Heiligtum war und religiöse Feste feiern half, wo überhaupt die Bildung des Volkes noch in voller Einheit bestand, wie bei den alten Griechen und den alten Deutschen. Er sagt uns nicht, wie wir, die wir seit der Renaissance jene Einheit verloren haben, zu jenen von ihm als das künstlerische Paradies bezeichneten Zuständen zurückkehren könnten, er ist mit der ganzen modernen Kultur gar nicht einverstanden, und als richtiger Idealist paßt er die Forderungen an die Kunst nicht der Zeit an, sondern fordert von der Zeit, sein archaisches Ideal anzuerkennen. So viel wahrer Geist und schöner Tiefinn dabei entfaltet wird, können wir solch ein Unternehmen doch nicht recht klug und fruchtbar finden, wir können an das Ideal einer Kunst nicht glauben, das die Rückwärtsbildung der gesamten, doch auch nicht willkürlich so und nicht anders gewordenen Kultur zur Voraussetzung hat. So wie die Kunst im Altertum urwüchsig aus dem Leben der Völker emporblühte, so wird sie auch aus der neuen Zeit naiv herauswachsen: angepaßt ihrem Geist und ihren Sitten.

Trotz dieses grundsätzlichen Gegensatzes und trotz der uns nicht sympathischen Mystik Realists, die öfter zu Tage tritt, empfehlen wir sein Kunstbüchlein doch aufs wärmste, weil es hoch über dem alltäglichen ästhetischen Geschwätze steht, eine Fülle tiefer Einzelbemerkungen bietet und gerade durch den gründlichen Gegensatz am lebhaftesten unser Nachdenken anregt.

III 27

Tausend und ein Tag im Occident. Kulturbilder, Reisen und Erlebnisse im nord-amerikanischen Kontinent. Von Ernst von Hesse-Wartegg. Leipzig, Karl Reißner, 1891

Bücher über Amerika verdienen immer Beachtung, namentlich wenn sie statistisches Material enthalten; liegt doch da drüben die Zukunft Europas! Aus dem vorliegenden Buche erfahren wir u. a., daß die Vereinigten Staaten im Jahre 1889 nicht weniger als 3000 Mordthaten aufzuweisen hatten (im vorigen Jahre 4290, wie wir kürzlich in der „Kölnischen Zeitung“ lasen), und daß die den Eisenbahngesellschaften [genauer gesprochen den Eisenbahnkönigen] geschenkten Landflächen zusammen so groß sind wie Oesterreich-Ungarn. Recht läppisch klingt die Bemerkung, die der Verfasser dazu macht: „Wie groß ist doch jenes Land, daß es sich solche Schenkungen erlauben kann!“ Statt dessen würden wir gesagt haben: „Wie dumm oder auch wie ohnmächtig infolge mangelnder Organisation ist doch das Volk der Vereinigten Staaten, und wie gewissenlos seine Regierung!“ Daß die frevelhafte Waldverwüstung schon das Klima verschlechtert hat, daß unerträgliche Sommerhitze und Dürre mit furchtbaren Überschwemmungen wechselt, daß die herrlichen Ströme des von der Natur so reich gesegneten Landes versiegen und versanden, daß der Mississippi für die Schifffahrt unbrauchbar wird, dafür aber alljährlich den kostbarsten Plantagenboden quadrateilenweise mit fortschwemmt, das alles eröffnet wenig erfreuliche Aussichten in die Zukunft, während die Gegenwart widerlich erscheint. Obwohl der Verfasser als ein durch und durch moderner Mensch sein möglichstes thut, um das Großartige des amerikanischen Lebens von der imposantesten Seite zu zeigen, die hoffnungsvollen und gesunden Erscheinungen, wie das Farmerleben oder die Pracht und den gediegenen Wohlstand Chicagos, ins volle Licht zu rücken, wird doch durch seine Schilderungen unsre Abneigung gegen den Amerikanismus bedeutend verstärkt. Wenn das dortige Treiben nur die Bedeutung eines Panoramabildes für uns hätte, dann könnte es uns ja gleichgiltig sein, wie es aussieht; was uns nicht gefällt, das sehen wir uns eben nicht länger als nötig an. Leider

berühren uns diese Bilder sehr nahe. Wie viele Bedingungen zukünftigen Menschenglücks werden dort mutwillig vernichtet! „Hätten wir einsichtige nationale Regierungen gehabt — sagt der Verfasser des Katechismus der Moral und Politik —, die den Strom der nach Nordamerika sich wendenden Auswanderung durch Begünstigung anderer Richtungen z. B. nach Südamerika oder Südafrika geleitet hätten, anstatt die Einwanderung nach Südbrasilien kurzfristig auf jede Weise zu hindern, so könnten wir weite, von Deutschen kolonisierte Länder haben, die in engem Zusammenhange mit dem Mutterlande und wirtschaftlich von demselben abhängig wären.“ Der Gedanke ließe sich rückwärts weiter spinnen. Was hätte auch schon aus Nordamerika gemacht werden können, wenn die Völker des europäischen Festlandes, anstatt ihre Kräfte im Dienste dynastischer Interessen zu verbrauchen, kolonisiert hätten, gleich den alten Hellenen und gleich den Germanen des Mittelalters! Nicht mit der Kolonisationsarbeit dieser beiden edeln Völker, sondern höchstens mit der der Phönizier ist das auf Ausbeutung berechnete Kolonisationswerk der Engländer auf eine Stufe zu stellen. — Sein bekanntes Erzähler- und Darstellergeschick bewährt Hesse-Wartegg auch in diesem Buche.

Aus vergangenen Tagen. Erzählungen von Th. Justus. Leipzig, J. G. Liebeskind

Die vorliegenden Erzählungen halten, etwa wie die Erzählungen Karl Seiferts aus vergangener Zeit und hundert ähnliche, die Mitte zwischen historischen Bildern und eigentlichen Novellen mit ausgeprägtem poetischem Motiv, sie wollen eine Nachlese sein, die der Geschichtschreiber vom Felde des Geschichtschreibers hält. Es sind fünf Geschichten: „Hans in dem Grase,“ „Andreas Baumkircher,“ „Das Walportsmännchen von Rotenscheidel,“ „Von stolzer Höhe,“ „Unehrlische Leute,“ die ganz hübsch und mit gewinnender Anspruchslosigkeit vorgetragen werden, in denen wir aber freilich weder anziehenden Erfindungen noch besonders fesselnden Menschengestalten begegnen. Am besten scheint uns in der letzten Erzählung „Unehrlische Leute“ der kulturgeschichtliche Hintergrund mit dem Schicksal des wandernden Musikanten Lambert Wille und der Schäfertochter Josepha verknüpft, hier wächst das dargestellte Stück Einzelleben unmittelbar aus Zuständen und Anschauungen hervor, die glücklicherweise vergangen sind, uns aber immer noch eine gewisse Teilnahme einflößen. Diese Erzählung kommt der Art, mit der der Meister solcher Geschichten, H. W. Riehl, allgemeines und besonders in einander zu schmelzen pflegt, am nächsten. „Andreas Baumkircher“ und „Von stolzer Höhe,“ eine Episode aus der Belagerung der preußischen Marienburg nach der Tannenberger Schlacht (1470), bringen es nicht zu poetischer Wirkung, es ist überall zu viel chronikalisches darin. Je weniger die historische Novelle im Augenblick im Ansehen steht, umso mehr sollten die, die schaffend das gute Recht dieser vortrefflichen Gattung wahren, durch die möglichste Entwicklung ihrer eigentümlichsten Stärke alle falschen Vorwürfe zu entkräften suchen. Die Stärke der historischen Novelle liegt aber niemals in der Vorführung vergessener Verhältnisse, Sitten und Bräuche, und wären sie noch so interessant, sondern immer nur in der Herausbildung ergreifender Menschengeschicke und lebendiger Gestalten aus geschichtlichen Begebenheiten und Zuständen. Dieser Forderung entsprechen die Erzählungen von Th. Justus nur zum Teil. Die Ausstattung ist wie bei allem, was aus diesem Verlag kommt, vortrefflich und sehr geschmackvoll.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig